

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 20 (1926)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Von Büchern : eine religiöse Weltanschauungsdichtung ; Gandhi-
Literatur
Autor: Holzer, C.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine religiöse Weltanschauungsdichtung.¹⁾

Ein unserer Bewegung nahe stehender Pfarrer hat uns eine Dichtung geschenkt, die sich mit den tiefsten Fragen der Weltanschauung befasst, mit dem Problem, wie Mensch und Menschheit das Ziel ihrer Bestimmung erreichen können. Von vornherein kann diese Dichtung auf unser Interesse Anspruch machen, und dieses Interesse wird nicht enttäuscht. Wenn der Dichter in einem Kreis von Menschen, denen er sein Werk nahe zu bringen suchte, die Meinung aussprach, man werde sicherlich manche Anregung und Förderung daraus empfangen, so hat er zweifellos damit Recht. Viele tiefe Gedanken, viele kraftvolle Schönheiten überraschen und erfreuen den Leser, viele eindruckliche Bilder bleiben in seiner Erinnerung haften. Und wenn das Werk in seinen einzelnen Teilen ungleich gelungen ist, so ist es ja bei einem so umfassenden Gegenstand fast nicht anders zu erwarten.

Der Plan des Ganzen ist sehr einfach. Der Sinn der Weltentwicklung wird dargestellt als Kampf zwischen den beiden Prinzipien Natur und Geist. Zuerst ist die Natur da, und es werden uns darum im ersten Teil Menschen geschildert, die von ihr und ihren Mächten beherrscht sind. Dann kommt die grosse Weltwende zum Geist hin, durch Jesus herbeigeführt, dessen Lebensbild darum den mittleren der drei Teile des Werkes bildet. Im Schlussteil erleben wir den Sieg des höheren Prinzips in Menschen, die sich vom Geist bestimmen lassen.

Dem Gang der Dichtung folgend, will ich hervorzuheben suchen, was mir besonders schön und bemerkenswert erscheint, um so dem Leser Lust zu machen, selber das wertvolle Buch zu lesen.

Da ist gleich zuerst der Prolog des Ganzen, die Behandlung des Urmenschen A d a m, ein sehr tief geschautes Bild. Es tritt uns sofort die grosse Begabung des Dichters für stark realistische Schilderungen entgegen; diese Begabung feiert dann auch weiterhin in der Dichtung bei Darstellung des Furchtbaren und auch des Derben ihre Triumphe. Nicht dass der Dichter etwa derlei Gegenstände herbeizöge, sie treten im Umfang des Ganzen sehr zurück. Aber wo es sein muss, da kommt diese kraftvolle, vor nichts zurückschneuende Realistik. So wollen wir denn vor allem bei der Schilderung Adams es dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, dass er den Naturmenschen mit seinen Trieben „Hunger und Liebe“ derb realistisch dargestellt hat: er will uns die Natur recht in ihrer Rohheit und Brutalität zeigen. Gerade darum ergreift es einen dann, dass es diesem wilden Menschen nicht wohl bleibt in seinem Wesen, dass ihm die gleichförmige Befriedigung der Naturtriebe mit der Zeit unerträglich langweilig wird. Da steigt er einmal bergwärts — der Mann, der Wanderer — und die Herrlichkeit eines Sonnenunterganges erweckt in ihm die Ahnung einer neuen, ihm noch unbekanntem Lebensschönheit. Er kommt wieder heim, und die gemeine Gewöhnlichkeit seines Daseins ist ihm noch unleidlicher geworden, und er brüllt sein Weib an, das, als die Vertreterin des häuslich konservativen Elements, ihn nicht versteht. Zum zweiten Mal erlebt Adam das „Andre“ in einer Nacht im Gebirge, zuerst im furchtbaren Traum von einem dämonischen Ungeheuer, dann im Traumbild einer wunderbaren Lichtgestalt, die beseligend durch die Landschaft schreitet. Von da an hat Adam eine bestimmte Ahnung von etwas Höherem, „als hörte er ein Lied aus einem Psalter, den noch kein Mensch erhört.“ Um so unbarmherziger erscheint dem gegenüber das Alter, das nun kommt, dessen Wirkungen er nach und

¹⁾ Johannes Domenig, Menschwerdung. Verlag von F. Schuler, Chur, 1925.

nach verfällt, bis er schliesslich auf dem Sterbebett liegt. Er vermachet den Kindern, die sein Lager umstehen, seine Ahnung von einem Höheren, das einst in der Menschenwelt erscheinen müsse, und stirbt. Es ist, wie der Dichter energisch erklärt hat, nicht der biblische Adam, aber eine ferne Adventshoffnung schwebt doch über ihm.

Es folgen in lebendigen Bildern die „Adamsmenschen“, d. h. die Nachfolger Adams, die sich von den bloss natürlichen Mächten beherrschen lassen. Des Dichters Bestreben geht dahin, zu zeigen, wie sie alle scheitern. Das letzte Wort der Natur ist ja der Tod, und angesichts seiner müssen alle diese Menschen zuletzt zugeben, dass sie ihr Lebenshaus auf kein sicheres und tragfestes Fundament gebaut haben.

So gleich der im ersten Bild, „Natur“ überschrieben. Es ist einer, der die Natur vergöttert. Im Hochgebirge verunglückt, erkennt er zu spät die blinde Herzlosigkeit seiner Gottheit. Der Dichter gibt uns da eine sprechende und farbenreiche Schilderung der Alpnatur (in der er ja zu Hause ist), ihrer Freuden und Schrecken.

Das folgende Bild heisst „Religion“. Wir werden in eine strenggläubige christliche Stadt mit religiösem Hochbetrieb geführt. In einer frommen Familie ist der Sohn vom „rechten Glauben“ abgefallen und soll vom Vater bekehrt werden. Aber diese Bekehrungsversuche schlagen fehl, der Sohn verlässt endlich die Heimat. — Diese Schilderung fällt aus dem Rahmen der übrigen Bilder dadurch etwas heraus, dass sie nicht wie diese ernst, sondern komisch gehalten ist. Was ist aber das Kennzeichen dieser Religion, die der Verfasser so radikal ablehnt, dass er ihre Vertreter in die Reihe der Adamsmenschen verweist und sie dem Gelächter preisgibt? So viel ich sehe dies, dass diese Religion ein starres dogmatisches System ist, das dazu dient, die bestehenden Ordnungen dieser Welt zu rechtfertigen. Die Art dieser Frommen, alle schlimmen Zustände auf Erden, die Armut, den Krieg usw. erbaulich zu verwerten und sich selbst von den übrigen Menschen hochmütig und verständnislos abzuschliessen, wirkt ganz krass. Nun hat Domenig gewiss das Leben jener frommen Stadt „an einem Flusse irgendwo im Menschenland“ gut beobachtet (es ist ja auch sonst schon literarisch verwertet worden!), und seine Erklärung ist sehr amüsan zu lesen. Aber ich frage mich, ob sie hier dem Zweck — die Adamsreligion zu schildern, die doch sicher eine furchtbar ernst zu nehmende Grösse in der Welt darstellt — angemessen ist. Jedenfalls ist der Dichter hier von seinem sonst überall innegehaltenen Grundsatz abgewichen, die „Adamsmenschen“ von einer möglichst sympathischen Seite zu zeigen. Es ist dies wohl im Zusammenhang des Ganzen ein Fehler, aber ich möchte allerdings dieses Kapitel nicht missen, bei dem man merkt, dass der Dichter sich etwas, das ihn besonders beschäftigte, vom Herzen geschrieben hat. Manchem wird es sehr gut tun, dies zu lesen und sich selber zu fragen, ob er nicht auch vielleicht eine Religion habe, die nichts ist als verkappter Egoismus, wenn sie auch nicht gerade so krass provozierend aussieht wie die in Domenigs Darstellung. — Ausdrücklich erwähnen möchte ich noch den Zug daraus (der nun freilich sehr ernst ist), wie die Angehörigen dem irrgläubigen Sohn, der in die Fremde verstossen wird, sogar jeden Abschiedsgruss verweigern: die Frommen sind manchmal einer Herzlosigkeit fähig, wie sie nicht einmal bei den Kindern der Welt anzutreffen ist!

Ein besonders aktuelles und wertvolles Kapitel ist „Macht“, das uns in den Weltkrieg führt. Wir lernen drei Waffenkameraden kennen, Kriegsbegeisterte der edleren Art, die sich über den Krieg nicht nur als über eine Unterbrechung der öden Gewöhnlichkeit freuen, sondern darüber, dass jetzt die Zeit der Männer und der Manneskraft gekommen ist, wo Helden eine neue Welt schaffen und freudig sterben, wenn sie die Feinde um sich her weichen sehen. Sie fragen miteinander nach der letzten Ursache des Krieges. Der erste findet sie in den Rasseunterschieden:

Seht, als der Herr dem menschlichen Geschlecht gepfeiffen,
Da hat er sich wohl hie und da im Gips vergriffen,
Vielleicht auch, deutlich stets zu bleiben, mit Bedacht
Der Menschenkinder zweierlei hervorgebracht,
Den einen Herrscheradel auf die Stirn gelegt,
Den andern Knechtesmale ins Gesicht geprägt.

(Ein prachtvoller Ausdruck für das Rassedenken, oder sagen wir besser: für einen unsinnigen bornierten Hochmut!) — Der Zweite — realistischer — findet die Kriegsursache im Nervus rerum, im Geld, doch der Dritte, noch realistischer, aber zugleich von der unverhülltesten Brutalität beseelt, im Machttrieb. Mit dieser Erklärung trifft ers auch den Andern, deren Gefühl ihm mit dämonischer Lust recht gibt. — Im Folgenden wird die Hölle einer modernen Schlacht geschildert mit all ihren Schrecken und Greueln, denen der einzelne Soldat wie wehrlos preisgegeben ist. Unsere drei Freunde werden alle schrecklich verwundet. Der Eine verliert seine Augen, der Andere seine Beine, des Dritten Gesicht wird zur Unkenntlichkeit entstellt, und so verstümmelt treffen sie sich in einem Krüppelheim wieder. Mit Mühe erkennen sie sich und trauern miteinander über ihr Geschick. Da findet der unter ihnen, der den Machttrieb verherrlicht hat, wiederum erklärende Worte für ihre nunmehr veränderten Gefühle:

Vor falschen Göttern sind wir alle Krüppel worden.
Da war kein Heldentum; denn wo Maschinen morden,
Wiegt nicht des Mannes Tugend, nur die Hinterlist,
Die Tapfre ohne Unterschied mit Schurken frisst.
Mit Menschenbrüdern, nicht mit Feinden kämpften wir,
Uns gleich an Wunsch und Wert sowie an frevler Gier.
Es lebt der wahre Feind als ungebändigt Ich
In jedem Mensch und Volk und stellt, von Trug und Schlich
Enkleidet, restlich sich als nackte Machtgier dar.
Die Lippen redeten von Vaterlandsgefahr
Und meinten Land und Gold und eigener Rasse Rang.
So ward ein Ungeheuer gross, das uns verschlang.

Das sind tapfere Worte, für die wir dem Dichter dankbar sein dürfen, ebenso wie für die folgende ungeschminkte Darstellung der demoralisierenden Wirkungen des Krieges im Gegensatz zu der lügenhaften Ideologie seiner Lobpreiser. Das Streben nach der Macht hat sich als Irrweg erwiesen: die drei Kriegsverwundeten werfen ihre Ehrenzeichen in die Winde.

„Reichtum,“ wiederum ein prachtvolles, farbensattes Bild. Wir werden ins Haus eines Reichen geführt, des Grubenkönigs Goldmann. Der Reiche und seine Familie — eine Frau und zwei Töchter — werden uns in sympathischem Lichte gezeigt, denn es sind feingebildete und herzlich miteinander verbundene Menschen. Ihr Wohnsitz, das Schösschen Sorgenlos, stellt ein trautes Heim dar, wo die schönsten und edelsten Freuden der Welt ihren Ort haben. Da kommt das Verderben. Die eine der beiden Töchter verunglückt tödlich, die andere wird aus Schrecken über das Todeserlebnis wahnsinnig. Der fürchterliche Traum, in dem es ihr ist, als ob sie in ein Bergesloch getrieben und darin erwürgt werde, ist ein Meisterwerk der Darstellung, das zeigt, wie der Dichter wirklich das Grauen des Todes innerlich erlebt hat. Alle Versuche der Eltern, ihr Kind wieder zum normalen Geisteszustand zurückzubringen, sind erfolglos, und nun ringt sich in dem Herzen des gequälten Vaters die Erkenntnis auf:

Es musse in Unrechtsein, in solchem Prunk zu leben.
Viel tausend Menschen schinden sich in Todesbeben
Ihr Stücklein Brot aus meiner Gruben gift'ger Nacht;

Auf ihre Elendshöhlen baut sich unsere Pracht.
 Es siechen andre Scharen an den Arbeitsstätten,
 Ohnmächtig rüttelnd langer Arbeit Sklavenketten,
 Nur unerquicklich Stückwerk schaffend gleich Maschinen,
 An Leib und Seele hin und müssen dazu dienen,
 Uns der Entfaltung reines Ebenmass zu bürden.
 Drum muss der Fluch verkürzten Glückes uns erwürgen,
 Weil all der feine Stoff, darin die Reichen geuden,
 Des Armen Anrecht abgepresst auf Lebensfreuden.

Da haben wir das soziale Problem in seinem tiefsten Sinn erfasst.

Als ein weiterer Götze wird uns der „Fortschritt“ vorgeführt, d. h. vielmehr der Glaube, die Hebung der Menschheit, ihre Annäherung an das sittliche Ziel vollziehe sich vermittelt der kulturellen Fortschritte. So sehen wir den Bürgermeister Wohlmeint kräftig nicht nur für die Verbesserung der äusseren Lebensbedingungen, sondern auch für die Volksbildung wirken (den staatsbürgerlichen Unterricht inbegriffen!) und der Meinung leben (die ihm von seinem alten Vater verwiesen wird), dass auf diese Weise die Menschen immer besser und besser werden müssen. Ein Krieg kommt. Wir werden wiederum in die Sphäre des Weltkrieges versetzt, aber diesmal sehen wir nur, was hinter der Front vor sich geht: die furchtbaren Wirkungen auf Kultur und Menschheit. Seuche und Hunger treten auf und demoralisieren die Gemüter. Das Laster macht sich breit. Die ekelhafte Menschensorte der Neureichen hält ihre Gelage; die Reaktion darauf sind Ausschreitungen des hungernden Volkes. Das alles zusammen bereitet dem Fortschrittswahn den furchtbarsten Garaus. Nein, dadurch, dass sich die Menschen aus feinerem Geschirr nähren, sich mit weicheren Kleidern umhüllen, glattere Strassen und elektrisches Licht haben, dadurch, dass sie die schönste Kunst und die neueste Wissenschaft geniessen können, werden sie nicht besser. Der flache Kulturoptimismus hält nicht Stand gegenüber der Wirklichkeit.

Der Verfasser hat nun die für ihn ausschlaggebende Bedeutung Jesu für die Menschwerdung in der Weise zum Ausdruck gebracht, dass er dem Leben Jesu den grossen Mittelteil seines Werkes widmet. Dies ist nun wohl, um es gleich zu sagen, der am meisten problematische Teil der Dichtung. Natürlich muss jeder ernsthafte Versuch eines Künstlers begrüsst werden, uns das Leben Jesu zu vergegenwärtigen. (Ich erinnere z. B. an den in vielen Teilen wohl gelungenen Roman „Jesus“ von Else Zuhellen, der, wie mir scheint, auch auf Domenig stellenweise von Einfluss gewesen ist.) Aber ob diese Vergegenwärtigung gelingen kann in einem Versmass, das uns selber wieder fremd ist und das uns noch ferner steht als die Erzählungsform der Evangelien? Die öfters eintretende Verwandlung der kurzen, wuchtigen Kernworte Jesu in lange theorethische Erörterungen muss einem wehe tun. Aber freilich hat der Dichter das Recht zu seinem Versuch gehabt, und Gutes und Beachtenswertes fällt auch dabei noch genug ab. Der Religionslehrer vor allem, der das Leben Jesu zu erzählen hat, empfängt hier mannigfaltige Anregungen für seine Aufgabe.

Eigenartig schön ist z. B. gleich am Anfang „Weihnacht“ mit der ahnungsvollen Stimmung der Eltern Jesu ihrem werdenden Kinde gegenüber, die uns merken lässt: die alte Adamshoffnung ist im Begriff, in Erfüllung zu gehen.

Besonders schätze ich im Weiteren, wie etwa die Wirkung, und zwar die befremdende Wirkung, von gewissen Worten Jesu gezeigt wird, z. B., wie bei der Erzählung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn ein Teil der Hörer protestiert, ebenso bei den gewaltigen „Ich aber sage euch!“ der Bergpredigt, oder wie Jesu Bruch mit seiner Familie („Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“) bei den Anwesenden Entsetzen hervorruft. Uns klingen alle diese Dinge so altvertraut und darum so selbstverständlich. Wir

denken nicht daran, dass sie uns, wenn wir unter den ersten Zuhörern gewesen wären, wohl auch seltsam geklungen hätten. Wir hätten wohl den Bruch Jesu mit den Seinigen, die ihn mit besorgter Liebe suchten, auch brutal gefunden. Und sind wir nicht heute noch, wenn wir aufrichtig sein wollen, in Gefahr, den Vater des verlorenen Sohnes, der den heimkehrenden Lump vertrauensselig an sein Herz schliesst und ihm ein Freudenfest bereitet, für einen schwachen und weichlichen Greis zu halten, der es mit dem Bösen nicht ernst genug nimmt?

Ueberhaupt tritt uns in dieser Dichtung der Jesus entgegen, der uns Anstoss gibt, und das ist gut so: der Jesus, dem vorwiegend arme und gemiedene Leute folgen („ein dunstendes Geleit geringer Pöbelware“) und der das Himmelreich eher noch den Sündern und Dirnen zuspricht als den Frommen.

Umso weniger kann ich gerade darum folgende Stelle billigen. Nachdem Jesus das Wort ausgesprochen: „Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als dass ein Reicher ins Reich Gottes kommt“ — und dieses Wort eine drastische Schreckenswirkung bei den Jüngern hervorgerufen hat, sucht er durch eine nachträgliche, längere, abschwächende Erklärung die Jünger wieder zu beschwichtigen. Das ist eine Entgleisung. Paradoxe Jesusworte darf man doch nicht darum, weil sie einem schwer eingehen (und dieses Wort geht einem gewiss schwer ein!) durch nachträgliche Abschwächung um ihre Wirkung bringen; man muss sie einfach stehen lassen.

Den Höhepunkt des zweiten Teiles bildet unstreitig das Kapitel „Kreuz“. Die realistische Darstellungskraft des Dichters kommt hier, bei der Golgathaszene, wieder voll zur Geltung. Gegenüber allen schönfärberischen Abschwächungen bringt er im Geist eines Hans Holbein¹⁾ und eines Matthias Grünewald die furchtbarste Tragödie der Weltgeschichte mit einer unerbittlichen Wucht zu ungekürzt vollem Ausdruck. Die grausamen Einzelheiten der Exekution gelangen zur unmittelbaren Anschauung: Die „auf breiten Gäulen protzende Kriegerwache“, die hässliche Schadenfreude der hochgestellten Feinde, die zur Todesstrafe noch den beissenden Spott fügt usw. Der ältesten Darstellung des Todes Jesu im Markusevangelium folgend schneidet der Dichter erbarmungslos alles Tröstliche ab. Hatte Jesus am Kreuz das Bewusstsein von einer Zukunft, wo das Kreuz, das Zeichen seiner Schande, zum Ehrenzeichen verwandelt, auf den christlichen Kirchen ragen sollte? Hatte er überhaupt die garantierte Sicherheit, dass sein Opfer nicht vergeblich war? Oder endlich: Hob ihn der Ausblick aufs kommende Gottesreich über alle Schmerzen der Gegenwart hinweg? Nein, wird uns gesagt, nichts von alledem! Das alles ist der Trost, der für uns heute vom Kreuze fliesst, aber er, der daran hing, der als Erster den dunkeln Weg ging, hatte diesen Trost noch nicht. Selbst das Vaterantlitz schwand ihm, und so verschied er — das Weltall wäre zu eng, den Gram zu fassen! — mit dem Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ — Es wird Leute geben, die auch an dieser Darstellung Anstoss nehmen. Aber ich erinnere daran, dass die Christen wohl viel mehr in Gefahr sind, das Leiden Jesu sich zu ideal vorzustellen als umgekehrt. Golgatha muss uns eine Offenbarung des Weltgrauens sein, sonst haben wir es nicht verstanden. Dass uns aber gerade dann, wenn wir furchtlos der Wirklichkeit ins Auge schauen, der innerste Trost des Kreuzes Jesu aufleuchtet, das weiss Domenig auch.

Wir wenden uns noch dem letzten Teil zu, der uns, von der Pfingsterzählung als Prolog eingeleitet, Verkörperungen der neuen Geistesmenschheit vorführt. Zuerst den „Frommen“. Das ist ein König, der in jeder Lebenslage, bei seiner gesamten Regierungstätigkeit, nach der Losung: „Gott ist da!“

¹⁾ Ich denke an seinen Holzschnitt „Christus Kreuzträger“, wiedergegeben im „Heilandsleben“ der Hausbilderei des Kunstwarts.

sich verhält; also ein Regierungsmann, der auch als solcher unbedingt sittlich und auf Gott allein vertrauend bleiben will. Durch einen Weisen fern von der verderblichen Atmosphäre des Hofes erzogen, wird Frommhold von seinem Lehrer aus einer gefährlichen Lage gerettet, weil geistige Fernwirkung die beiden miteinander verbindet (das genaue Gegenstück zu dem Kapitel „Natur“ des ersten Teiles; hier ist nun eben die Natur vom Geist beherrscht). Beim Tod seines Vaters ergeht er sich nicht in absichtlich zur Schau getragenen Zeichen der Trauer, aber mit tiefstem Ernst tritt er seine Regierung an. Er reist durch das Land und lernt dessen Zustand kennen — einen grossen, unentwirrbaren Zusammenhang von Elend und von Schuld. Da sagt er:

Die Not der Schöpfung macht mein eignes Glück gemein.
Sie wächst zu Gott als ungeheurer Schrei empor.

Er will tatkräftig dagegen vorgehen, erlässt zuerst einmal ein Verbot aller Betäubungsmittel, die die Menschen vergiften, und beruft dann die Führer seines Volkes zu sich, um ihnen seine Weisungen zu geben. Die Aerzte sollen für die hygienische Aufklärung arbeiten, damit den Krankheiten vorgebeugt werde, die Pfarrer und Lehrer mehr durch vorbildliche Taten als durch Ermahnungen wirken; die Wissenschaft soll restlos Friedenswerken und der Volkswohlfahrt dienen; die Juristen sollen die Streitigkeiten schlichten, nicht sie schüren; die Journalisten werden verpflichtet, immer rücksichtslos die Wahrheit zu sagen; die Volkswirtschaftler sollen praktische Vorschläge zur Bekämpfung der Armut machen:

So mussten, die bisher dem Tagwerk sich ergeben,
Vom Fehlbetrag des Guten in der Welt zu leben,
Das Gute sä'n und pflanzen in den Menschheitsgarten.

Da macht eine Rotte von Händlern und Geniessern eine Gegenaktion (wir denken an die Kursaal-, auf deutsch Spielhölleninitiative). Es gelingt ihnen, den König gefangen zu setzen und die Regierung an sich zu reissen. Frommhold verhindert vom Kerker aus eine gewaltsame Gegenrevolution seiner Getreuen („im Blute raucht die Reue, mich dürstet nicht darnach“) und wird dann durch den innerlich erstarkten Widerstand seines Volkes von selbst wieder auf den Thron erhoben. Der schon vorher begonnene Erfolg seiner Bestrebungen geht weiter. Da treten Gesetzmenschen auf, die, um dem König zum Erreichen seiner Ziele behilflich zu sein, die Leute mit einem engen Netz von kleintlichen Gesetzesvorschriften umgeben wollen; er weist sie zurück, weil er nicht von aussen, sondern von innen die Menschen erfassen will und weil nicht ein glänzendes Tugendreich sein eigentliches Ziel ist, sondern das Verbundensein des Menschen mit Gott. (Wir sehen also hier den Gegensatz zu dem bloss äusserlichen „Fortschritt“ im letzten Kapitel des ersten Teils; hingegen hätte das Verhältnis Frommholds zu den Gesetzmenschen noch etwas klarer herausgearbeitet werden können.) Es erfolgt noch die letzte Prüfung von Frommholds Werk, der Angriff eines fremden Volkes auf sein Reich. Nach reiflicher Ueberlegung mit seinen Beratern wird beschlossen, keinen bewaffneten Widerstand zu leisten (alle Waffen werden ins Meer versenkt). Das Volk Frommholds ist so gereift, dass an seinem passiven Widerstand des Duldens die Macht des Feindes schliesslich zusammenbricht. — Dieses Bild eines frommen Staatsmannes ist zweifellos eines der bedeutsamsten Stücke des ganzen Werkes (die „Neuen Wege“ haben im Novemberheft 1925 eine Partie daraus gebracht). Man kann sich ja fragen, ob es in allen Teilen ganz überzeugend durchgeführt ist; aber jedenfalls haben wir an dieser Stelle des Buches das höchste und umfassendste Programm der „Menschwerdung“, d. h. des Werdens der neuen Geistesmenschheit. Die Persönlichkeit, welche die wunderbarste der Gegenwart ist und darum am stärksten in ferne Zukunft der Menschheitsentwicklung weist, der Indier G a n d h i, kommt uns hier in den Sinn.

Das folgende Bild, der „Eiferer“, zeigt uns eine Gestalt, die sich mit voller Wucht einsetzt für ganz die gleichen Ziele wie Frommhold, nämlich für die geistige, soziale und politische Erneuerung der Welt. Der Unterschied ist nur der, dass es hier nicht ein König ist, sondern ein Privatmann, der dies tut; mit andern Worten: der Kampf wird aus einer gedachten Zukunft verlegt in das Milieu der Gegenwart.¹⁾ Der Philosophieprofessor Brennherz wird auf einmal vom Ekel seines Amtes überwältigt, das Leben fordert ihn, und er gibt sein Amt auf. Von der Reichsgotteshoffnung Christi aus nimmt er den Kampf auf gegen alles, was der Liebe Christi und ihrem völligen Durchdringen auf Erden entgegensteht. Er muss viel Widerspruch und Verfolgung erleiden, aber als ein Felsenturm steht er da im Gewoge. Jünger scharen sich um ihn, langsam wächst sein Einfluss. Speziell auch gegen die Krankheit und gegen die Forderung, sich geduldig als in etwas Selbstverständliches darein zu schicken, kämpft er und fordert seine Gegner auf, ihm auch nur eine einzige Stelle aus dem Evangelium zu zeigen, wo Christus seine Jünger zum Ertragen des Siechtums ermahne: „s'gibt keine!“

Das Kapitel „Der Freie“ halte ich für das schwächste der ganzen Dichtung, da es äusserst arm an Anschauung ist, und weil man sich für den jungen Mann, der hier seinen Freiheitsstandpunkt bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten vertritt, wirklich nicht begeistern kann. Der Dichter will wohl, nachdem er in den beiden vorangegangenen Kapiteln den Sozialismus des Evangeliums dargestellt hat, auch seinem Individualismus gerecht werden und weiterführen, was er in dem Kapitel „Seele“ des zweiten Teils angedeutet (der dortige schöne „Psalm“ Jesu hatte in starken Worten, an Spittellers „Prometheus“ anklingend, die Einzigartigkeit und Souveränität der Seele behauptet). Auch hier kommen sehr schöne Einzelworte vor: es wird die Forderung an den Menschen gestellt, frei sein gottgedachtes Wesen auszuwirken.

Das nun folgende Schlusskapitel des ganzen Werkes ist betitelt „Vertrauen“. Es ist an den Schluss gestellt, weil der Dichter uns darin seinen eigenen Standpunkt dartun will; um so mehr sind wir darauf gespannt. Wir lernen einen Mann kennen, der bei einem Erdbeben auf grässliche Weise seine Frau und seine Kinder verloren hat. Aber mitten im Unglück hält ihn das Vertrauen zu Gott aufrecht. Mit der Inbrunst grenzenloser Zuversicht hängt er sich an ihn. Neuer Mut wächst ihm aus den Trümmern seines Glücks, aus der Hölle, die er erlebt hat, empor, und in der Ferne gründet er einen neuen Ehebund. Indem er der Gattin in einer vertrauten Stunde sein Leben erzählt, erfahren wir es. Vertrauen zum allgegenwärtigen und helfenden Gott ist der Grundton seines Wesens geworden, und mit ihm im gleichen Geist vereint lebt und wirkt seine Frau. Die beiden stellen ihr Handeln auf den Grundsatz ein, dass ein einziges Ja mehr wert als tausend Nein sei.

Vertrauenskörnersaat mit gläubigem Gemüte
In des Verderbens aufgerissene Furchen streuend,
Bejahen kühn sie Gott, aufbauend und erneuernd.
Sie hörten, wo der Teufel selbst in Tiefen gräbt,
Den Schlag des Gottesherzens, das nach oben strebt.
Wie manches Menschenstreben schwächlich und verkehrt,
Sie hielten ihrer Mitarbeit es dennoch wert
Und setzten in Gesellschaft, Kirche oder Staat,
Wenn andere schmäland abseits stehn, die Bessertat.

¹⁾ Man könnte darum finden, die beiden Kapitel sollten umgestellt werden, denn naturgemäss kommen zuerst irgendwelche Einzelne, die sich als Pioniere einer Sache annehmen, bis sie schliesslich zur Sache einer ganzen Volksgemeinschaft werden kann, und dann hätten die beiden Kapitel an den Schluss des Ganzen gehört, da der „Fromme“ doch gewiss das letzte Ziel der Menschheit in der Gesamtdichtung am klarsten darstellt.

Der Gedanke, das grauenhafte Weltgeschehen und Gott noch einmal einander gegenüber zu stellen und beide zu verbinden durch das Band eines grundlos kühnen, grenzenlosen Vertrauens, ist sehr tief und schön. Aber die Art, wie unser Ehepaar dieses Vertrauen betätigt, ist die eigentlich ganz befriedigend? Ich muss gestehen, dass sie mir nach den Kapiteln vom „Frommen“ und vom „Eiferer“ doch ein wenig wie ein Herabsteigen in die Niederung vorkommt, in die Gemächlichkeit und Behaglichkeit — also zu Dingen, die uns Menschen im allgemeinen sehr gefallen, die wir aber nicht als Kampf um Gottes Ziele ausgehen dürfen. Sogar verkehrtem Menschenstreben versagt unser Ehepaar seine Mitarbeit nicht, wie wir hörten. Ja, darf man das? Ist das nicht Schwäche, wenn nicht Schlimmeres? Und sich aller scharf verurteilenden Kritik gegenüber der Welt, wie sie heute ist, enthalten, ist das wirklich das Richtige und das Höchste? Könnte man den Grundsatz, dass ein einziges Ja mehr wert sei als tausend Nein, nicht auch umkehren und enthielte er dann nicht eine ebenso beherzigenswerte Wahrheit? Ein entschlossenes Nein gegenüber falschem und verkehrtem Tun kann auch von sehr grossem sittlichen Wert sein. Ich kann mir nicht helfen, aber dies scheint mir nicht der rechte Schluss zu sein für eine Dichtung, die so Grosses enthält und die in kühnem Ansturm uns über das Menschenrätsel Aufschluss geben will, in die Vergangenheit bis zu Adam ausholend und vorwärts deutend bis zu den fernsten Zielen der Menschheit. — — Es liegt da für mich etwas Unausgeglichenes vor.

Doch nun genug! Ich habe, der Wahrheit gehorchend, wiederholt Kritik an der Dichtung üben müssen, aber das zeigt ja gerade, dass sie einen zu eigenem Nachdenken anregt, ja zwingt. Wir müssen uns angesichts einer so eigenartig kraftvollen Erscheinung, die sich die höchsten Gedankenziele gesteckt hat, jeweilen wieder Klarheit verschaffen über unsere Grundlagen, und das ist ja schliesslich der vom Dichter gewollte Zweck. Ich glaube bestimmt, dass Domenigs Werk einer Vertiefung und Festigung der recht verstandenen Religion wird dienen können.

Noch einige allgemeine Bemerkungen. Ich bin mit Leuten zusammengetroffen, die Anstoss nahmen an der öfters derben Sprache. Diesen würde wohl Domenig antworten, dass er nicht „für christliche Jungfrauen“ geschrieben habe. Im übrigen ist zu sagen: Gibt es nicht auch eine allzu zarte Scheu, gewisse Dinge offen mit Namen zu nennen? Dinge, die man mit allen Fasern des Gemüts zu verabscheuen scheint, die man aber doch ganz ruhig in der Welt bestehen lässt? Ist es da nicht ganz gut, wenn Leute kommen, die den Dingen einmal die Namen geben, die ihnen gehören? Diese Namen klingen freilich nicht immer schön, aber die Dinge sind eben nicht schön, und die Dinge gilt es zu beseitigen! Sorgt einmal dafür zuerst!

Schwerer wiegt ein anderes Bedenken, das wegen der äusseren Form des Werkes. Die Dichtung ist ein gereimtes Versepos. Das Versmass ist dasjenige von Spittlers „Olympischem Frühling“, und auch die Sprache mit ihren kühnen Gleichnissen und eigenartigen Wortbildungen lehnt sich stark an dieses Werk an. Aber wir können sagen, dass es ja Domenig nicht verwehrt war, sein Bestes, was die Form betrifft, von Spittler zu lernen, und wenn nun seine Kunst der vollendeten Vers- und Sprachkunst des ersten schweizerischen Dichters nicht gleichkommt, sondern man oft an der etwas ungefügen Form der Verse und Reime zu verdauen hat, so soll einem eben nicht die Form die Hauptsache sein, sondern der Inhalt, und ich habe darum auch fast ausschliesslich nur von diesem gesprochen. Muss man sich ein wenig anstrengen beim Lesen des Buches, so schadet gerade das nichts; es braucht einem nicht alles so leicht präsent geboten zu werden wie im Kino.

Es geht gegenwärtig durch die Welt viel Verkündigung von einem Neuen, das da kommen soll. Mancherlei Stimmen weisen vorwärts auf ein grosses religiöses Erleben, das sich auf die Menschheit herabsenken will und eine neue Welt schaffen aus unserer alten, verfallenden. Zu diesen ahnungsvoll vorwärts-

weisenden, prophezeienden Stimmen gehört auch die Dichtung des Bündner Pfarrers, und dies macht ihren Lebenswert aus. Oder mit andern Worten: sie ist eine Station auf unserem Weg beim Suchen nach der Religion, die wir nötig haben und die kommen muss.

C. Holzer.

Gandhi-Literatur.

Die Gandhiaufsätze dieses Heftes sollen auch als zum Teil nochmalige Besprechung folgender uns zugestellter Bücher gelten:

Romain Rolland: Mahamatma Gandhi.

Gandhi in Südafrika.

Jung-Indien.

Gandhi: Ein Wegweiser zur Gesundheit.

Hans Prager: Das indische Apostolat.

Alle diese Bücher sind im Rotapfelverlag erschienen, dazu kommen:

Willi Kobe: Mahatma Gandhis Welt- und Lebensanschauung. Verlag des Rauhen Hauses, Hamburg.

Friedrich Heiler: Christlicher Glaube und indisches Geistesleben. Ernst Reinhardt, München.

Die Botschaft des Mahatma Gandhi von Zatriv Husain und Alfred Ehrenreich. Volksverlag Berlin.

Stimmen

Kämpfertreue.¹⁾

Nichts ist so schön, als Treue zu halten
Im heiligen Kampfe, der Menschheit geweiht;
Nicht zu verzagen trotz finst'rer Gewalten,
Nie zu erlahmen im dornigen Streit.

Opfer zu bringen für Fortschritt und Rechte,
Mutig zu trotzen dem Golde der Macht,
Wecken mit Kampfruf die Herde der Knechte,
Fackel der Wahrheit zu tragen in Nacht.

Treue im Grossen und Treue im Kleinen,
Quelle der Hoffnung dem Kämpfer du bist,
Sonne des Glaubens, der immer wird scheinen,
Wenn trüber Zweifel am Herzen ihm frisst.

Treue, du Schärferin geistiger Waffen,
Schwester der Liebe und Mutter der Kraft,
Leuchte als Stern meinem Kämpfen und Schaffen!
Sei meines Lebensbaums treibender Saft.

H. D ü c k.

¹⁾ Dieses Gedicht ist mit der freundlichen Erlaubnis der Witwe des Autors aus der Sammlung „Lichter und Schatten“ von Hans Dück-Tobler abgedruckt worden. Diese Aeusserungen eines frühverstorbenen Gesinnungsgenossen und Kämpfers für eine reinere und edlere Zukunft seien warm empfohlen. Die Sammlung ist bei W. Schneider & Cie., St. Gallen, erschienen. D. Red.